

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen



JESUS

**Leidender Knecht
oder triumphaler
König?**

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JESUS

Leidender Knecht oder triumphaler König?

Freies Christentum

Auf der Suche nach neuen Wegen

JESUS – LEIDENDER KNECHT ODER TRIUMPHALER KÖNIG?

Inhalt

Wort des Schriftleiters	29
Ulrich Kadelbach: Knecht oder König? Jesus als Botschafter der Barmherzigkeit	30
Kurt Bangert: Höllenfahrt, Himmelfahrt und Wiederkehr – Existenzielle Deutung einer zentralen Passage des Glaubensbekenntnisses	37
Leser-Echo	45
Buchbesprechungen	46
Runde Geburtstage	54
Termine	56
Informationen	56
Werner Bergengruen: Das Feldkreuz	III

Zweimonatsschrift

des Bundes für Freies Christentum e. V.
www.bund-freies-christentum.de

Präsident

Professor Dr. Werner Zager
Alzeyer Straße 118, 67549 Worms
E-Mail: dwzager@t-online.de

Geschäftsführung

Karin Klingbeil
Felix-Dahn-Straße 39
70597 Stuttgart
Telefon 0711 / 762672,
Fax - 7655619
E-Mail: info@bund-freies-christentum.de

Schriftleitung und Layout

Kurt Bangert
Mondorfstraße 39
61231 Bad Nauheim
Telefon 06032 / 92 52 050
E-Mail: kontakt@kurtbangert.de

Autoren

Pfarrer i.R. Ulrich Kadelbach
Happoldstraße 50
70469 Stuttgart-Feuerbach

Druck

DCC Kästl,
Schönbergstraße 45-47
73760 Ostfildern

Wort des Schriftleiters

Jesus – leidender Knecht oder triumphaler König?

Der gekreuzigte und auferstandene Christus ist die Zentralfigur des christlichen Glaubens. Diese Tatsache hat sich auch reichlich in der europäischen Kunstgeschichte niedergeschlagen. Es gibt wohl keine Kirche, in der sich nicht ein Kruzifix oder doch wenigstens ein Kreuz befindet. Jesus wird in erster Linie als der Gekreuzigte erinnert. Doch schon die Bilder und Skulpturen des gekreuzigten Jesus unterscheiden sich nicht nur entsprechend ihrer Kunstepochen, sondern auch gemäß den jeweiligen christologischen Vorstellungen. In der Zeit der Romanik wurde der am Kreuz Hängende oft als *Christus triumphans* dargestellt: noch lebend, mit erhobenen Haupt, mit offenen Augen den Betrachter anschauend, mit weit ausgebreiteten Armen und mit einer königlichen Krone geschmückt, oft mit einer Tunika bekleidet; die Füße meist nebeneinander auf einem Querbrett (= Suppedaneum) aufgesetzt. Es ist der siegreiche Christus, der Tod und Teufel überwunden hat und, obgleich noch am Kreuz hängend, doch schon als König und Messias verehrt wird.

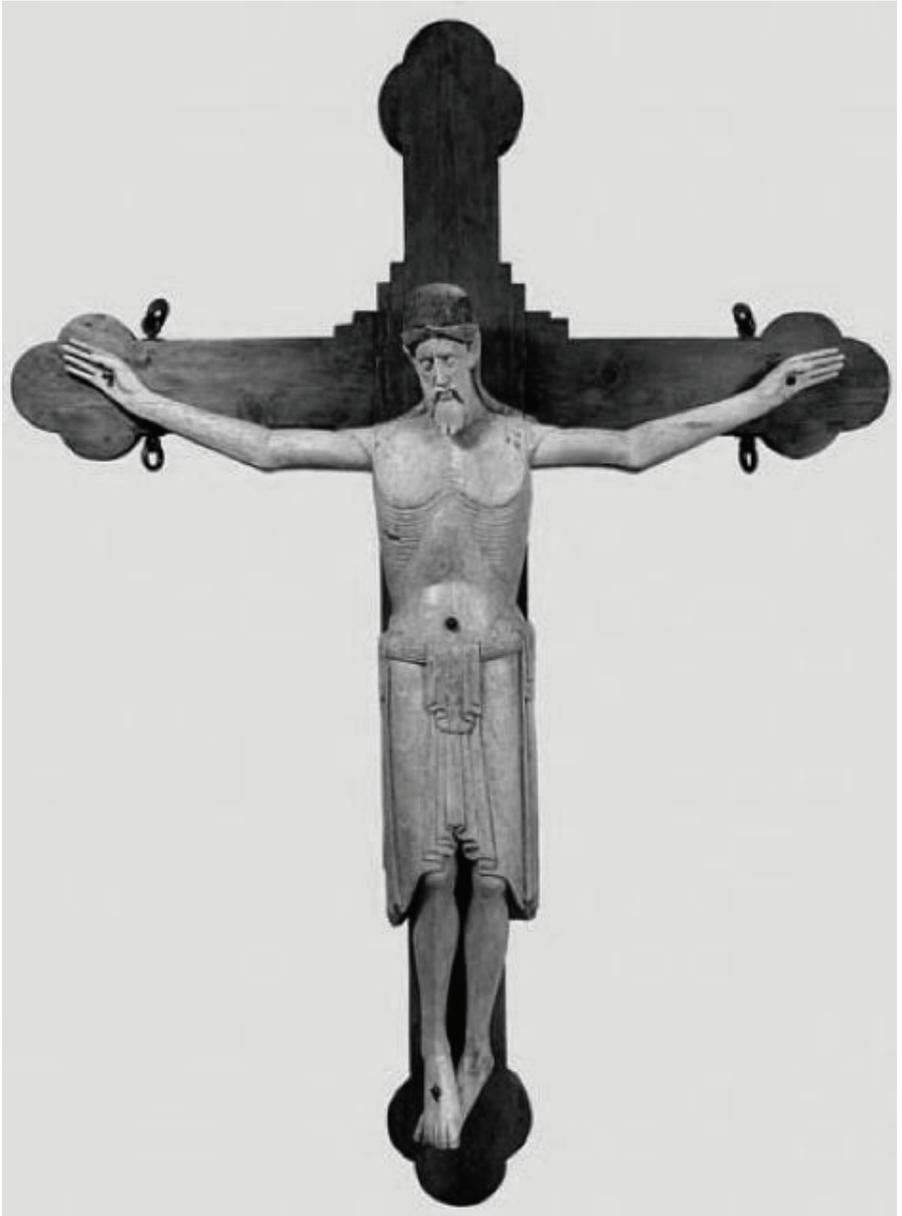
Anders der *Christus patiens*, der leidende Jesus, dessen Arme vom

Körper heruntergezogen werden, dessen Haupt schmerzverzerrt zur Seite geneigt ist, dessen Augen geschlossen sind, dessen Seite durchbohrt ist und dessen Füße nicht nebeneinander-, sondern übereinandergelegt wurden. Er ist dem Tode nahe oder bereits verstorben. Der leidende Knecht.

An diesen unterschiedlichen Darstellungen ist abzulesen, dass wir es beim Gekreuzigten nicht zuletzt mit einem großen Symbol zu tun haben, das immer wieder neu gedeutet wurde und auch für die heutige Zeit neu interpretiert werden muss. Ohne eine Neudeutung verlieren die Symbole ihre Kraft und ihre „Bedeutung“.

Ausgehend vom Gekreuzigten der Frauenkirche in Markgröningen versucht Ulrich Kadelbach in seinem Beitrag, Jesus als den Botschafter der Barmherzigkeit zu porträtieren. Das Christentum hat ihn zum König und Gottessohn erhoben, aber er sollte doch eher als der erinnert werden, der mitleiden konnte mit den Leidenden.

Aber nicht nur die Kreuzigung, sondern auch Höllenfahrt, Himmelfahrt und Jesu Wiederkehr bedürfen heute einer Neudeutung. Davon handelt mein Beitrag. □ Kurt Bangert



Der aus dem 12. Jahrhundert stammende gekreuzigte Jesus von Markgröningen ist mehr als zwei Meter groß. Die ursprünglich nebeneinanderliegenden Füße wurden oberhalb der Knöchel abgesägt, um sie übereinanderzulegen, wie von der Gotik verlangt.

Knecht oder König?

Jesus als Botschafter der Barmherzigkeit // Ulrich Kadelbach

In der kleinen Frauenkirche von Markgröningen-Unterriexingen hängt ein 800 Jahre altes romanisches Kruzifix, das mehrfach restauriert wurde. Besonders bemerkenswert ist ein Eingriff, bei dem die ursprünglich parallel ausgerichteten Füße Jesu abgesägt und dann so übereinandergelegt wurden, dass statt zwei Nägeln nur noch ein Nagel durch beide Füße gebohrt werden konnte. Dieser Eingriff zeugt nicht nur von einem veränderten Kunstverständnis, sondern auch von einem geänderten Christusverständnis. Ulrich Kadelbach nimmt dies zum Anlass, über die Bedeutung des Gekreuzigten nachzudenken. (*kb*)

„Erbärmlich“

Sie haben Jesus die Beine gebrochen, weil es der Zeitgeist so wollte, obwohl im Johannesevangelium steht: „Als die Soldaten sahen, dass er schon gestorben war, brachen sie ihm die Beine nicht.“ (Joh 19,33) An der Wende von der Romanik zur Gotik sah man das anders. Der in der Regel als Christkönig mit Krone und aufrechtem Haupt dargestellte Gekreuzigte war mit vier Nägeln und nebeneinandergestellten Füßen dargestellt. Es war die Zeit der siegreichen Kreuzzüge.

Die Gotik brachte nicht nur einen vollkommen neuen Baustil mit sich, sondern auch ein neues Bild vom gekreuzigten Heiland. Er wurde nun in erster Linie als Schmerzensmann wahrgenommen und mit geneigtem Haupt, Dornenkrone und überein-

andergelegten Füßen mit nur einem Nagel ans Kreuz geschlagen. Die Kunstgeschichte spricht vom Wechsel des „Viernageltypus“ zum „Dreinaageltypus“.

So geschah's auch mit dem sehr beeindruckenden romanischen Kruzifix in der in einem Friedhof gelegenen Frauenkirche bei Markgröningen-Unterriexingen (s. Abb.).¹ An den Füßen sind noch sehr deutlich die Manipulationsspuren zu erkennen. Glücklicherweise hat das Amt für Denkmalspflege bei der Restaurierung vor einigen Jahren diesen gewaltigen kulturellen Eingriff in das Jesusbild erhalten. Nicht nur der Kunsthistoriker wird feststellen, dass die übereinander gezwungenen Füße Jesu nicht zu dem ansonsten eindeutig romanisch gestal-

¹ Die Kirche ist nicht immer geöffnet. Zugang ermöglicht einem sicherlich ein Telefonat mit dem Ortspfarrer (07147-8576).

teten Kruzifix passen. Unterriexingen ist beileibe nicht das einzige Beispiel solch geistiger Korrumpierung durch den Zeitgeist. Auch die zeitlos schöne Uta im Naumburger Dom muss sich seit ewigen Zeiten einen solchen Missgriff am steinernen Kruzifix des Lettner anschauen.

Wer war Jesus?

Der Zeitgeist ist eine gefräßige Gottheit, die überall und zu allen Zeiten willig Opfer empfängt, die ihr aber freiwillig dargebracht werden: unangenehme Wahrheiten, Götter- und Menschenbilder, ethische Maßstäbe, ökologische Einsichten, Menschenrechte, Rücksichten, Einsichten, Menschlichkeit und Gastfreundschaft sowie moralische Normen. Wenn alle sagen, was man sagt, und denken, was frau denkt, ist der Zeitgeist Meister. Bei Mode-, Stil- und ästhetischen Fragen mag das hingehen. Besonders gefährdet aber scheinen Glaubensüberzeugungen zu sein.

*Man huldigte dem Mann aus Nazareth statt ihm zuzuhören.
Huldigung ist einfacher als Nachfolge.*

Bei der für Christen so zentralen Frage, wer Jesus sei, hat der Zeitgeist sich unentwegt eingemischt. Jesu Reden und Wirken war so überwältigend und neu, dass man es sich zur damaligen Zeit nicht anders erklä-

ren konnte als Gottes unmittelbares Eingreifen in die Welt. Göttersöhne waren damals allenthalben zugange. Bei den Griechen und Römern, sowie schon seit ewigen Zeiten in der gesamten orientalischen Welt.

Jesus musste für die meisten folglich ein Sohn Gottes sein. Das passte ins Weltbild und zum Zeitgeist. Der Abstand Jesu zu den Menschen aber wurde dadurch größer. Aus Nachfolgern wurden Verehrer. Man huldigte dem Mann aus Nazareth – anstatt ihm zuzuhören. Sicher war diese Würdigung als Gottessohn gut gemeint. Ihm sollte zu Recht dieser höchstmögliche Titel zukommen. Huldigung aber ist einfacher als Nachfolge. Sie haben Jesus auf die Gottessohnschaft festgenagelt, aber ihn darin nicht ernst genommen. „Steig doch herab vom Kreuz!“ Wie sollte ein „Fresser, Weinsäufer und Geselle der Zöllner und Sünder“ (Mt 11,19) Gottes Sohn sein? Das Bild, das sich die Menschen von Jesus machten, war ständig im Wandel. Noch sehr in der jüdischen Tradition verhaftet, wurde Jesus dem königlichen Geschlecht Davids zugeordnet. Auch Jungfrauengeburt waren im orientalischen Kontext nichts Außergewöhnliches. Athena wird sogar aus dem Kopf des Zeus geboren.

Früh schon wurde Jesus als Guter Hirte in den Katakomben Roms dargestellt. Die Würdigung Jesu durch einen goldenen Nimbus oder Heiligenschein ist schon seit dem 4. Jahrhundert zu finden. Dieser strahlende

Lichtglanz, auch Aureole oder Mandorla genannt, sollte auf die Nähe zum Himmel hinweisen. Sicher ein alles entscheidender Hinweis auf Jesu Nähe zu Gott. Jesus nennt ihn ‚Vater‘, aber nicht im leiblichen, sondern im geistigen Sinn. Für die orthodoxen Mitchristen steht bis heute geistig-geistliche Verwandtschaft weit über der leiblichen. So dürfen zum Beispiel Familienangehörige ab einem gewissen Verwandtschaftsgrad einander heiraten, Patenkinder desselben Paten aber nie! Diese Verwandtschaft ist eindeutig edler.

Sie haben Jesus auf die Gottessohnschaft festgenagelt.

Die christologischen Streitigkeiten der ersten Jahrhunderte sind hinlänglich bekannt. War Jesus ein Scheinmensch (Doketismus) oder ein menschlicher Halb-gott (Adoptianismus)? Noch im 6. Jahrhundert waren die christologischen Streitigkeiten so virulent, dass der oströmische Kaiser Justinian das Reich der Vandalen in Nordafrika auslöschte, nicht aus Machtgier, sondern weil dieses germanische Volk zu den Anhängern des Arius gehörte, der nicht an Jesu göttlichem Geist, wohl aber an dessen Gottessohnschaft zweifelte. Aus den Streitigkeiten der Christologie resultierten auch die Gedanken über eine göttliche Trinität, um Gottes Wirken auf verschiedenen Ebenen verständlich zu machen. Erst

381 n.Chr., auf dem Konzil zu Konstantinopel, wurde diese Lehre für die Christen verpflichtend. Bis heute ist die Trinitätslehre für viele Christen eine hohe Glaubensbarriere.

Aus der Sicht der Muslime ist die Trinität ‚Vieltötterei‘. Im 16. Jahrhundert war Siebenbürgen islamisch besetzt. Zu dieser Zeit waren die Christen durch die Reformation aufgewühlt. Eine Gruppe wollte sich dem islamischen Zeitgeist nähern und auf die Trinitätslehre verzichten. Diese „Unitarier“ genannte Gruppe verschrieb sich dem monotheistischen Unitarismus. In ihrem Katechismus von 1864 heißt es: „Aus der Einzigartigkeit Gottes wird der Schluss gezogen, dass Christus keine Gottheit in sich habe, aber als vollkommenes menschliches Wesen Gottes Wesen illustriere.“

Der Zeitgeist führte auch in den verschiedenen Kunstepochen den Pinsel der Maler. Im beginnenden Barock, angefangen bei El Greco und Velasquez war es en vogue, Jesus als Beau darzustellen. Den konnte man bewundern oder gar verehren. Aber dessen Ansprüche an die Menschlichkeit konnte man so leicht übergehen. Botticellis „Kreuztragung“ zeigt einen König der Schönheit mit einem leichten Kreuz und keinerlei Spuren der Anstrengung in Jesu Gesicht. Die süßlichen und oft germanisierten Jesusbilder der Romantik sind gar dazu angetan, Jesu Kampf und Leiden zu verschweigen.

Der Auferstandene

Eine besonders hohe Hürde für den Glauben in unseren Tagen ist die Auferstehung. Aber sie war für Paulus entscheidend, wie er an die Korinther schreibt: „Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich.“ (1Kor 15,14) Vielleicht sollten wir noch vor Paulus auf Jesus selbst hören: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, auch wenn er stirbt.“ (Joh 11,25-26) Ostern ist nicht Glaube an die Auferstehung, sondern an den Auferstandenen. Unser Glaube vertraut Gottes Allmacht und nicht der Zauberei.

Schon Paulus musste feststellen, dass der Gekreuzigte „den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit ist“ (1Kor 1,23). Vieles, das im Glaubensbekenntnis steht, ist für uns Menschen des 21. Jahrhunderts kaum oder nicht nachvollziehbar: Gottessohnschaft, Jungfrauengeburt, Auferstehung. Das Apostolische Glaubensbekenntnis wurde erst im 5. Jahrhundert formuliert und, was viele nicht bedenken: Es steht nicht in der Bibel! Unser heutiges Glaubensbekenntnis sollte sich ausschließlich auf Jesu Worte und Taten beziehen.

Warum sollten überkommene Vorstellungen wie Jungfrauengeburt, Gottessohnschaft und leibliche Auferstehung uns vor den eigentlichen Glauben an Jesu Sendung gestellt sein? Seine Autorität besteht

nicht in seiner göttlichen oder königlichen Macht, sondern in seiner Vollmacht. Die wiederum rührt aus seiner menschlichen Ohnmacht her. „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mt 27,46) Weil er verzagt starb, ist er uns Bruder geworden.

Ostern ist nicht der Glaube an die Auferstehung, sondern an den Auferstandenen.

In seinem Buch *Bruder Jesus* schreibt der jüdische Theologe Ben Chorin: „Der Glaube Jesu vereint uns, der Glaube an Jesus trennt uns.“ Christen glauben, dass Jesus nicht nur seinen Volksgenossen, sondern allen Menschen Bruder geworden ist. Die Kirche hat aus ihm einen Gottessohn, einen König, einen Verklärten, einen Heiligen gemacht. Verehrung und Huldigung haben gegenüber brüderlicher Liebe und Solidarität die Oberhand gewonnen. Der zeitgenössische katholische Theologe Johann Baptist Metz hat die Fehlentwicklung der Kirche am deutlichsten angeklagt: „Die Kirche hat sich viel zu lange mit der Sünde und nicht mit dem Leid der Menschen befasst.“

Diese Erkenntnis ist wohl Voraussetzung für das Weiterbestehen einer christlichen Gemeinschaft. Ist die Kirche Gottes Werk, wird sie bestehen, ist sie Menschenwerk, mag sie vergehen. Die zentralen Botschaften des ‚Bruder Jesus‘ aus Nazareth

sind wohl die Seligpreisungen. Die Geringsten werden seliggesprochen, aufgerichtet, wertgeachtet. Ausgerechnet die „geistlich Armen“ werden da an erster Stelle genannt. Seit Jahrhunderten streiten sich die christlichen Schriftgelehrten, wer da gemeint sein könnte. Ich möchte darunter auf jeden Fall auch die Gottsucher, Ungläubigen, Agnostiker und Areligiösen verstanden wissen. Eben alle, die als Bettler vor Gott stehen, wozu wir sicher auch gehören. Mit allen zusammen haben wir die Verantwortung für den Mitmenschen und alle Mitgeschöpfe. Gerade die Barmherzigen nennt Jesus selig.

Der Barmherzige

Auf die Frage eines Schriftgelehrten „Meister, was muss ich tun, dass ich das ewige Leben ererbe?“ (Lk 10,25) antwortet Jesus: „Liebe Gott von ganzem Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst!“ Aber „wer ist denn mein Nächster?“ Jesus gibt keine theologische Antwort, sondern erzählt eine Beispielgeschichte von einem barmherzigen Mitmenschen. Nein, der ist keiner mit demselben Glauben, kein Landsmann, kein Einheimischer, keiner vom eigenen Volk, sondern ein Fremder, ein Andersgläubiger, ein Ausländer. Ausgerechnet ein Samaritaner, sagt Jesus, sei der Barmherzigste gewesen. Ausgerechnet jener hilft, von denen es in der Bibel heißt: „Die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Sama-

ritern“ (Joh 4,9). Und Joh 8,48: „Die Juden sagen, du bist ein Samariter und hast einen bösen Geist!“ Selbst Jesus sagt bei der Aussendung zu seinen Jüngern: „Geht in keine Stadt der Samariter!“ (Mt 10,5) Als die Samariter Jesus und seine Jünger nicht aufnahmen, waren Jakobus und Johannes so sauer, dass sie Feuer vom Himmel auf sie herab wünschten (Lk 9,53).

Seine Autorität besteht nicht in seiner göttlichen und königlichen Macht, sondern in seiner Vollmacht.

Als die Samaritaner den Juden Mit Hilfe beim Wiederaufbau des von den Babyloniern zerstörten Jerusalemer Tempels anboten, lehnten diese ab. Auch waren die Samaritaner offenbar bei den Römern mehr angesehen als die Juden, was zu weiteren Zerwürfnissen führte. Historische Tatsache ist, dass Pilatus vom römischen Legaten in Syrien, Vitellius, seines Amtes enthoben wurde, weil er ein Aufbegehren der Samaritaner mit einem unverhältnismäßigen Blutbad ahndete. Übrigens berichtet das Neue Testament (Lk 17,11-19) davon, dass der einzige der von Jesus geheilten zehn Aussätzigen, der zurückkehrte, um sich zu bedanken, ein Samaritaner gewesen sei. Einer, von dem wir's nicht erwartet hätten.

Wir sollten unsere eigenen Maßstäbe von Gut und Böse in der Be-

urteilung unserer Mitmenschen aus der Hand legen, weil Jesus sie längst seliggesprochen hat. In der abendländischen Tradition wird die Barmherzigkeit meist durch St. Martin repräsentiert. Er trennte einem darbenenden und frierenden Bettler einen Teil seines Mantels ab und reicht ihm das Tuch vom Pferd herunter. Eine verehrungswürdige und gute Tat, die den Gläubigen als Vorbild dient. Der barmherzige Samariter in Jesu Gleichnis wendet sich dem unter die Räuber Gefallenen nicht vom ‚hohen Ross‘ zu, sondern steigt von seinem Reittier herunter und legt den Verwundeten darauf. Barmherzigkeit, Nächstenliebe ist nicht Ritterlichkeit, nicht nobel, edelmütig oder hochherzig. Hochwürden und Honoratioren gehen vorüber. Barmherzigkeit geschieht auf Augenhöhe, auf dem Boden der Wirklichkeit, im Angesicht des Elends.

Wir sollten unsere Maßstäbe von Gut und Böse in der Beurteilung unserer Mitmenschen aus der Hand legen, weil Jesus sie längst seliggesprochen hat.

Paulus schreibt an die Gemeinde in Philippi über Jesus: „Er entäußerte und erniedrigte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an.“ Dagegen stehen Raubritter, Kreuzritter und Ritterkreuz für Macht und Gewalt. Barmherzigkeit spielt in fast allen Religionen eine zentrale Rolle. In

Judentum, Christentum und im Islam. Im Hinduismus wird Gott als ein Ozean an Gnade und Barmherzigkeit beschrieben. Barmherzigkeit ist nicht nur Mitgefühl, sondern tätige Nächstenliebe. Im Buddhismus kommt Barmherzigkeit aus Einsicht. Sie ist keine religiöse Pflicht. Aber sie ist eine Notwendigkeit für das künftige Zusammenleben der Menschen und Überleben der Menschheit.

Barmherzigkeit geschieht auf Augenhöhe. Barmherzigkeit ist nicht nur Mitgefühl, sondern tätige Nächstenliebe.

Jesus wurde am Kreuz in die tiefste menschliche Würdelosigkeit getreten. Joseph Beuys hat das in seiner höchst umstrittenen „Kreuzigung“ von 1962 sehr eindrücklich dargestellt. Er verwendete als Materialien ausschließlich Müll, also Verbrauches, Weggeworfenes, Ausgestoßenes. Folter und Hinrichtung sind die tiefste Tiefe menschlichen Seins. In dieser Erbärmlichkeit kann der in allen Religionen schlummernde Same der Barmherzigkeit wieder keimen. □

Die Kirche hat sich viel zu lange mit der Sünde und nicht mit dem Leid der Menschen befasst. Ist die Kirche Gottes Werk, wird sie bestehen, ist sie Menschenwerk, mag sie vergehen.

Jesu Höllenfahrt, Himmelfahrt und Wiederkehr

Existenzielle Deutung einer zentralen Passage des Glaubensbekenntnisses // Kurt Bangert

Christen bekennen im Apostolischen Glaubensbekenntnis, Jesus von Nazareth sei nach seinem Tod am Kreuz „hinabgestiegen in die Hölle, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten“. Was meinen wir damit, wenn wir dies bekennen?

W eil wir heutigen Menschen das dreistufige antike Weltbild (Himmel, Erde, Hölle) nicht mehr bejahen können, tun wir uns entsprechend schwer mit diesen Aussagen über Höllenfahrt, Himmelfahrt, Inthronisierung und Christi Wiederkehr zum Endgericht. Weil der moderne Mensch diese Dinge eigentlich nur als mythologische Redeweise verstehen kann, ist zu fragen, was wir heute damit meinen, wenn wir diesen Teil des Glaubensbekenntnisses immer noch sprechen.

Zunächst: Christen bekennen, dass Jesus von Nazareth der „Christus“ sei, also der Messias, der „Gesalbte“, d.h. der kommende König des von den Juden erhofften Reiches Gottes. Allerdings verbinden Christen mit diesem Christus-Titel heute nicht mehr das, was die Juden da-

mals zu Jesu Zeit mit ihrer Messias-Erwartung assoziierten. Vielmehr bekennen wir uns heute zu Jesus als dem Christus vor allem deshalb, weil er durch seine Predigt, seine Erzählungen und seine Heilungstaten den Menschen seiner Zeit einen liebenden, vergebenden, barmherzigen und heilenden Gott-Vater zu erkennen gab, der sich als Liebe offenbarte und zu dem auch wir uns gerne bekennen. Jesus zeigte uns den wahren, weil liebenden Gott – und damit auch den wahren, weil liebenden Menschen. Jesus wollte die Menschen – vor allem die armen, behinderten, ausgegrenzten, leidenden, verurteilten Menschen am Rande der Gesellschaft – heil machen, an Leib und Seele. Das war der Grund, weshalb seine Jünger ihm nachfolgten, ihn als ihren Rabbi verehrten, ihre

Hoffnungen auf ihn setzten und gleichwohl tief enttäuscht waren, als Jesus von den Römern gekreuzigt wurde und alle ihre Hoffnungen dahinzuschwinden drohten.

Die Verdammung Jesu

Doch hatte Jesus nicht nur Jünger und Anhänger, sondern auch Feinde und Gegner. Er fühlte sich immer wieder missverstanden, abgelehnt, zurückgewiesen, verschmäht, verurteilt. Wenn Jesus den Menschen ihre Schuld zu nehmen versuchte, sprachen einige: „Wie redet der so? Er lästert Gott!“ (Mk 2,7) Manche urteilten gar: „Er ist von Sinnen.“ (Mk 3,21). Andere wurden bei seiner Predigt von Zorn erfüllt, „standen auf und stießen ihn zur Stadt hinaus“ (Lk 4,29). Manche Dörfer nahmen ihn gar nicht erst auf (Lk 9,53). Wenn er Menschen von dämonischen Besessenheiten (wir würden heute sagen: von Psychosen) befreite, meinten einige: „Er hat den Beelzebub, und durch den Obersten der Dämonen treibt er die Dämonen aus.“ (Mk 3,22) Wieder anderen waren seine Predigt und seine Heilungen nicht geheuer und sie „baten Jesus, aus ihrem Gebiet fortzugehen“ (Mk 5,17). Als Jesus schließlich nach Jerusalem kam, trachteten sie „danach, wie sie ihn umbrächten. Sie fürchteten sich nämlich vor ihm.“ (Mk 11,18) Der Hohepriester urteilte über Jesus nach seiner Vernehmung: „Ihr habt die Gotteslästerung gehört.“ (Mk 14,64) Und die Mitglieder des Hohen Rats

„verurteilten ihn ..., dass er des Todes schuldig sei“ (Mk 14,64). Sein eigener Jünger Judas Iskarioth verriet ihn bei den Römern (Mk 14,10), sodass diese ihn festnehmen konnten; und sein Jünger Petrus verleugnete ihn kurz darauf, verfluchte sich selbst und schwor: „Ich kenne den Menschen nicht, von dem ihr redet.“ (Mk 14,68-71) Die römischen Soldaten im Garten Gethsemane „legten Hand an ihn und ergriffen ihn“ (Mk 14,46). „Die Männer aber, die Jesus gefangen hielten, verspotteten ihn und schlugen ihn ... und viele andere Lästereien sagten sie gegen ihn.“ (Lk 22,63.65) Die Leute vor Pilatus „setzten ihm zu mit großem Geschrei und forderten, dass er gekreuzigt würde“ (Lk 23,23). Und als Jesus schließlich am Kreuz hing, war er so verzweifelt, dass er ausgerufen haben soll: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Mk 15,34) Er war am Ende von Gott und allen guten Geistern verlassen, von Freund und Feind. Er starb einsam und allein.

Die Ablehnung und Verurteilung, die Jesus widerfuhr, war abgrundtief. Die christliche Tradition hat seinen schmachvollen Tod mit einer „Höllenfahrt“ verglichen (Eph 4,9: „dass er auch hinabgefahren ist in die Tiefen der Erde“; vgl. auch 1Petr 3,19). Er wurde verschmäht und verdammt. Und sogar das christliche Glaubensbekenntnis, das wir in den Kirchen bis heute aufsagen, geht davon aus, dass er „zur Hölle gefahren“ ist (lat. *descendit ad inferos*) –

was man in jüngerer Zeit allerdings euphemistisch-schamhaft als „in das Reich des Todes“ umformuliert hat.

Die christologische Wende

Doch hat die christliche Theologie ihn nicht in der Hölle vergehen lassen, sondern ihn gleichsam aufleben lassen, um ihn im Himmel zur „Rechten des Vaters“ zu inthronisieren. Diese Umdeutung war die große Wende, aus der der Christusglaube hervorging. Der, den sich manche als den kommenden Messias erhofft hatten, der aber urplötzlich in Gefangenschaft geriet, zum Tode verurteilt und schmäzlich gekreuzigt wurde, dieser wurde nun im Nachhinein rehabilitiert, gerechtfertigt, ins Recht gesetzt und als *Messias*, als *Christus* sogar auf dem Thron Gottes als Mitregent installiert. Dieser Christus „hat sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe“ (Hebr 1,3).

„Auferstehung und Inthronisierung ist die neutestamentliche Sprache von der Kehrtwende im Urteil über Jesus: Nicht Höllenfahrt, sondern Himmelfahrt soll sein Schicksal sein.“

Damit hat die christliche Gemeinde das vernichtende Urteil vieler seiner Zeitgenossen, insbesondere der Pharisäer und Schriftgelehrten, des Hohen Rats und des Pilatus, der ihn letztlich den Schächern überantwortete, gründlich revidiert und

stattdessen ein Urteil gefällt, wie nur Gott selbst es gefällt haben konnte, der doch in das Innerste eines jeden Herzens schaut und gewusst haben musste, was Jesus eigentlich wollte. Gott hatte, in den Augen der Jünger, die Aufrichtigkeit Jesu und seinen ehrlichen Willen honoriert, nichts als die Wahrheit und die Liebe zu verkündigen und seinen Zeitgenossen eine heilende Botschaft zu bringen.

Die „Auferstehung Jesu von den Toten“ und die „Inthronisierung im Himmel“ ist die neutestamentliche Sprache einer dramatischen Kehrtwende im Urteil über Jesus von Nazareth: Nicht verdammt und verschmäht, sondern auferweckt und gerechtfertigt ist er nun. Er hat es nicht verdient, in die Hölle zu fahren, sondern in den Himmel aufgenommen zu werden. Nicht Höllenfahrt, sondern Himmelfahrt soll sein Schicksal sein. Nicht verlassen von Gott ist er, sondern angenommen und erhöht ist er von Gott selbst. Das war die neue theologische, christologische, mythologische Redeweise. (Die orthodoxe Theologie hat die Höllenfahrt allerdings auch als eine Erlösungstat Christi angesehen.)

Diese Rehabilitierung Jesu, diese rechtfertigende Auferweckung Jesu von den Toten bedeutete zugleich und vor allem: Die Botschaft Jesu war nicht umsonst. Sie bleibt gültig. Sie muss weitergesagt werden. Die Botschaft von einem liebenden, vergebenden, gnädigen und barmherzigen Gott, der unser aller Leiden und Schmer-

zen heilen möchte, gilt noch heute. Die mythologische Sprache von der Auferstehung und Inthronisierung Jesu ist eine Rechtfertigung nicht nur des ungerecht gekreuzigten Predigers, sondern auch seiner Predigt. Und wir, die Jünger und Nachfolger Jesu, sind aufgerufen, sie weiterzusagen.

Uns mit den ‚Augen Gottes‘ sehen, beschönigt nichts, aber vergibt alles.

Aber da ist noch etwas anderes, etwas Zukünftiges: Jesus ist nicht nur zum Himmel aufgefahren, um zur Rechten Gottes zu sitzen; von dort („von dannen“) soll er auch wiederkommen zu richten die Lebenden und die Toten. So lesen wir im Glaubensbekenntnis. Jesus als Richter? Ist das nicht anstößig? Ist das nicht auch mythologisch zu verstehen? Wenn ja, was meint es dann? Und in welchem Verhältnis, so müssen wir fragen, steht die „Auferstehung“ Jesu zu unserer eigenen „Auferweckung“? Was hat Jesu Auferstehung und Inthronisierung überhaupt mit uns zu tun?

Paulus schreibt im ersten Korintherbrief: „Ist aber Christus nicht auferweckt worden, so ist unsre Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich ... Denn wenn die Toten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden. Ist Christus aber nicht auferstanden, so ist euer Glaube nichtig, so seid ihr noch in euren Sünden.“ (1Kor 14-17) Wie ist das zu verstehen? Hier ist der Versuch einer modernen Deutung:

Eine moderne Deutung

Ich gehe hier – mit Karl Barth¹ – von der romantischen Prämisse aus, dass wir alle seit unserer Geburt – und trotz unserer menschlichen Schwächen und Fehler – mit einem „göttlichen Lichtfunken“ ausgestattet sind; denn in uns wohnt der Geist Gottes, der Odem Gottes, den Gott in uns eingepflanzt hat und der uns zu einer lebendigen Seele macht (Gen 2,7). Paulus spricht davon, dass Gott „einen hellen Schein in unsre Herzen gegeben hat, dass die Erleuchtung entstände zur Erkenntnis der Herrlichkeit Gottes“ (2Kor 4,6). Der „Lichtfunke Gottes“ wäre also eine Metapher für das, was uns lebendig macht und zu Menschen macht.

Wir erkennen diesen Lichtfunken Gottes m.E. daran, dass der Mensch liebesfähig ist. Das heißt, dass in uns allen der Wunsch existiert, nicht nur geliebt zu werden, sondern auch lieben zu dürfen. Der Mensch als ein soziales Wesen ist darum grundsätzlich liebesfähig. Theologisch gesprochen: Weil Gott selbst die Liebe ist, hat er auch das Potenzial seiner Liebe in uns hineingelegt. Die Liebe ist dasjenige Element, das uns Menschen sein lässt.

Wenn wir in einem geborgenen Elternhaus aufgewachsen sind, erahnen und erfahren wir, was es heißt,

1 Karl Barth, *Der Christ in der Gesellschaft*, in: ders., *Vorträge und kleinere Arbeiten 1914–1921*, Gesamtausgabe, Theologischer Verlag: Zürich 2012, S. (546–599) 585.

geliebt zu werden und diese Liebe erwidern zu dürfen. Diese Erfahrung lässt uns hoffen, eine solche Liebe auch im späteren Leben erneut zu erleben. Wenn wir uns einen Partner, eine Partnerin suchen, erhoffen wir uns, lieben zu dürfen und geliebt zu werden. Unsere Bereitschaft zu lieben ist groß – ebenso wie unsere Hoffnung, geliebt zu werden.

Liebe – wenn sie wahre Liebe sein soll – ist nicht daran gebunden, dass der oder die Geliebte irgendwelche Leistungen zu erbringen hätte, um sich unsere Liebe zu verdienen. Wir lieben einen Menschen um seiner selbst willen und nicht, weil er oder sie eine Leistung erbringt oder eine Bezahlung verspricht; denn das wäre eben keine wahre Liebe. Es wäre Berechnung. Die einzige wirkliche Bedingung der Liebe ist ihre Erwidern. Liebe ist ihrem Wesen nach reziprok. Liebe, die nicht erwidert wird, hat keinen Bestand. Abgesehen von der Erwidern ist die wahre Liebe aber an keine Bedingungen geknüpft. Liebe ist – bestenfalls – bedingungslos.

Doch stellen wir nicht nur im Elternhaus, sondern auch in der Ehe und auch sonst im Leben immer wieder fest, dass es eine absolute Bedingungslosigkeit der Liebe gar nicht geben kann. Und deshalb werden wir immer wieder enttäuscht. An dem, was die Menschen eigentlich sein wollen – nämlich liebende und liebenswerte Wesen – scheitern nicht nur wir selbst, sondern daran scheitern offenbar auch die anderen. Nie-

mand von uns ist der vollkommenen, der bedingungslosen, der selbstlosen Liebe fähig, so sehr wir sie uns auch wünschen mögen. „Alle sind schuldig geworden und spiegeln nicht mehr die Herrlichkeit wider, die Gott dem Menschen ursprünglich verliehen hatte.“ (Röm 3,23, HfA)

Weil wir selbst dem von uns gewünschten Liebesstandard nicht entsprechen, hat man uns immer wieder kritisiert, verurteilt, gedemütigt, enttäuscht und zuweilen auch verlassen. Und weil andere diesem absoluten Standard nicht entsprachen und uns enttäuschten, haben wir sie kritisiert, verurteilt, enttäuscht und vielleicht verlassen. Wir Menschen, so sehr wir uns nach Liebe sehnen, verurteilen und verdammen uns gegenseitig. Wir stellen Bedingungen für unsere Liebe und spüren oft, dass auch andere uns ihre Zuneigung nur dann zu geben bereit sind, wenn wir bestimmte Bedingungen erfüllen. Wir stellen einander Bedingungen, die einzuhalten uns oft schwerfällt.

Jesus wollte diesen Teufelskreis der versagten und enttäuschten Liebe durchbrechen. Er predigte die bedingungslose Annahme Gottes. Wenngleich Menschen immer wieder enttäuschen und versagen: Gott ist langmütig, barmherzig und vergebend. Gemäß der Botschaft Jesu konnten die Menschen Vergebung erfahren und sogar ihre Schwächen überwinden. Eine Kehrtwende war möglich. Das predigte Jesus nicht nur, so handelte er auch; und

so behandelte er seine Zeitgenossen. Jesus glaubte an die Wende im Leben von Menschen. Das neutestamentliche Wort für diese Wende ist *metanoia* – was so viel wie *Umkehr* oder *Umdenken* heißt. Eine andere Perspektive ist möglich, ein anderes Leben ist denkbar. Jesus wandte sich seinen Zeitgenossen in Liebe zu und lehrte sie, sich gegenseitig in Liebe anzunehmen. Das war seine Botschaft, davon erzählten seine Gleichnisse, und so behandelte er die Menschen. Diese Haltung machte es möglich, dass Menschen heil wurden – an Leib und Seele.

Eine Kehrtwende war nicht nur für Jesu Zeitgenossen möglich, sondern sogar für Jesus selbst. Sogar für den von vielen zwar verehrten, aber von vielen auch verurteilten, verdammten und gekreuzigten Jesus gab es – sogar noch im Tod – eine Wendung, eine Umkehr. Wir nennen sie „Auferweckung“, „Erhöhung“, „Himmelfahrt“ oder „Inthronisierung“. Aus dem Verurteilten wurde der Messias, der Christus. Aus dem Verschmähten der „Herr“.

Sich „Gottes Sichtweise“ zu eigen machen

Doch nicht nur für Jesus gab es damals eine Kehrtwende, eine entscheidende Umdeutung. Auch für jeden von uns kann es heute eine Wende, eine heilmachende Umdeutung geben. Denn letztlich dürfen wir wissen: Jeder von uns ist – immer

noch – mit dem Geistfunken Gottes ausgestattet. Jeder von uns trägt in seiner ursprünglichen Menschlichkeit immer noch den Liebesfunken in sich – zumindest als Sehnsucht und als Hoffnung. Zwar sind wir an dieser Liebe selbst schuldig geworden durch unsere Unvollkommenheiten und Fehlschläge, durch Lieblosigkeit und Gleichgültigkeit; auch wir haben enttäuscht und wurden enttäuscht, haben verurteilt und wurden verurteilt. Doch auch wir müssen uns nicht nur so gnadenlos sehen, wie uns die Menschen oft sehen (und wie wir uns zuweilen selbst sehen). Auch wir dürfen uns so sehen, wie ein allwissender Gott uns sieht, der doch in unser innerstes Herz schauen kann. Erst wenn wir uns so sehen, wie Gott uns ursprünglich gemacht und gemeint hat, können wir uns unsere Unvollkommenheiten, unsere Lieblosigkeiten und Boshaftigkeiten verzeihen. „Aber was sich keiner verdienen kann, schenkt Gott in seiner Güte: Er nimmt uns an.“ (Röm 3,24, HfA) Uns selbst so anzunehmen, wie Gott uns in seiner unendlichen Liebe annimmt: das ist das Wunder unserer eigenen „Auferweckung“. Diese unsere „Auferweckung“ setzt Kräfte frei, die bewegen, die verändern, die heiligen, die die Welt besser machen. Um es einmal mit Karl Barth zu sagen: „Die *Auferstehung* Jesu Christi von den Toten ist *darum* die weltbewegende Kraft, die auch uns bewegt, weil sie die Erscheinung einer totali-

ter aliter ... geordneten Leiblichkeit in unserer Leiblichkeit ist“.²

Wenn wir uns so die „Sichtweise Gottes“ zu eigen machen, erscheinen nicht nur wir selbst in einem neuen, gnädigeren Licht, sondern auch die anderen, die wir für deren Lieblosigkeit und für deren Unvollkommenheiten verurteilt und verdammt haben. Denn auch sie sind Menschen wie wir. „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist.“ (Lk 6,36) „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet.“ (Mt 7,1) „Vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern.“ (Mt 6,12)

(Notabene: Wenn ich von der „Sichtweise Gottes“ spreche, so bediene ich mich freilich einer anthropomorphen Sprache, denn diese Redeweise steht metaphorisch für das gnädige Urteil, welches von der hohen Warte der Liebe dem Menschen entgegengebracht wird.)

Die ‚Augen Gottes‘ sind eine Metapher für den letztgültigen Blick der Liebe und der Wahrheit auf das gesamte Leben.

Nun kann es allerdings sein, dass wir uns heute noch gar nicht in der Lage sehen, uns dieses gnädige „Urteil Gottes“ zu eigen zu machen und uns im Lichte der vergebenden Liebe und Gnade Gottes zu betrachten. Vielleicht verurteilen wir uns immer noch selbst – und andere gleich mit. Doch verspricht uns das Glaubensbekennt-

nis, dass jener Christus, der damals am Kreuz starb und zur Hölle niederfuhr, nicht nur von Gott zu sich geholt und in dessen Himmel inthronisiert wurde, sondern dass dieser Christus auch „wiederkommen wird zu richten die Lebenden und die Toten“. *Und das will doch vor allem sagen, dass er die zu Richtenden mit den Augen Gottes beurteilen wird* und nicht mit den Augen der richtenden, verurteilenden, verdammenden, ungnädigen Menschen.

Denn Gott „sieht“ die Menschen in ihrer Ursprünglichkeit, als Kinder Gottes, als Kinder der Liebe. Er sieht uns in unserer schlechthinnigen Abhängigkeit (nach Schleiermacher), in unserer absoluten Bedürftigkeit und Hilflosigkeit, in unserer Liebesbereitschaft und Liebessehnsucht, die jedoch immer wieder enttäuscht und uns versagt wurde. Er weiß auch um unsere Liebesunfähigkeit, wenn wir verletzt und verstört, traumatisiert und verängstigt, verwundet und gequält wurden. Gott „sieht“ dies alles im hellsten Licht und in unverstellter Wahrheit. Diese unverstellte Wahrheit ist uns heute vielleicht noch so unerträglich, dass wir ihr nicht ins Auge sehen können, sie wird aber im Tode (im „Endgericht“) erträglich, wenn sie mit Gottes bedingungsloser Liebe gepaart ist.

Menschen, die mit dem Tod konfrontiert wurden, haben im Nahtodzustand nicht nur ihr ganzes Leben an sich vorüberziehen sehen – mit all ihren Fehlritten und Entgleisungen –, sondern sie sahen oft auch ein warmes und wohliges Licht am Ende ei-

2 Barth, a.a.O., S. 595.

nes dunklen Tunnels und fühlten sich aufgehoben und geborgen. Wahrheit ohne Liebe wäre unerträglich. Aber Liebe ohne Wahrheit kann auch nicht bestehen. Beide gehören eng zusammen. Nur wenn beide zusammenwirken, kann Heilung stattfinden.

Das im Glaubensbekenntnis angekündigte „Endgericht“ und unsere eigene „Auferstehungswirklichkeit“ fallen zusammen in dem Augenblick, da wir uns selbst wahrnehmen als die bedürftigen und schlechthin abhängigen Wesen, die wir schon immer waren und die wir immer noch sind. Denn erst, wenn wir uns als solche begreifen, können wir auch unsere Ausrutscher, unsere Fehler, unsere Unvollkommenheiten, unsere Entgleisungen, unsere Vergehen, unsere Lieblosigkeiten, ja unsere Boshaftigkeiten in aller Ungeschminktheit nicht nur unverhohlen erkennen und anerkennen, sondern sie uns auch verzeihen. Uns selbst mit „den Augen Gottes“ zu erkennen, beschönigt nichts, aber vergibt alles.

Aufgehoben im ewigen Augen-Blick

Dies bedingt freilich auch, dass wir andere, die wir verurteilt und verdammt haben, ebenfalls mit „den Augen Gottes“ erkennen und auch ihnen endlich vergeben und sie lieben können. Die „Augen Gottes“ sind eine Metapher für den letztgültigen Blick der Liebe und der Wahrheit auf das gesamte Leben eines Menschen mit all seinen Bedingtheiten

und Begrenzungen, Blindheiten und Boshaftigkeiten, Verwirrungen und Verirrungen, verpassten Chancen und Fehlentscheidungen, aber auch mit seiner Gutmütigkeit und Güte, seiner Menschlichkeit und Hilfsbereitschaft, seinem Mitgefühl und Wohlwollen usw. Es ist der „göttliche Blick“, bei dem Tod, Auferstehung und Endgericht zeitlos in eins zusammenfallen. Dieser „Augenblick“ ist der göttliche „Augen-Blick“.

Es ist der paradoxe „Zeitpunkt der Ewigkeit“, da wir uns ultimativ *aufgehoben* wissen in den „Armen Gottes“; und zwar *aufgehoben* in seiner dreifachen Bedeutung: (1) im Sinne von „absolut geborgen sein“; (2) im Sinne von „aufbewahrt werden“ gleichsam im „Gedächtnis Gottes“; und schließlich (3) im Sinne von „vollständig aufgelöst werden“, nämlich dann, wenn das „Ich“ zerfließt und „sich auflöst“ und vollkommen in Gott eingeht und aufgeht.

Wohl aber denen, die nicht erst bis zu ihrem Tode warten, um sich die „Sichtweise Gottes“ anzueignen, sondern schon hier dazu in der Lage sind. Jesus hat uns gezeigt, dass es möglich ist, den Menschen einen liebenden Vater-Gott zu predigen und ihnen schon hier und jetzt das Gefühl zu geben, geliebt und wertgeschätzt zu sein und zu erkennen, dass sie einen göttlichen Liebesfunken in sich tragen, den es wahrzunehmen und auszuleben gilt. Wir müssen nicht warten bis zum Tod oder bis zum eschatologischen (mythologischen)

„Endgericht“, bis wir zu neuen Menschen werden; vielmehr dürfen wir schon hier und jetzt den alten Menschen ablegen und zu einem neuen Menschen werden. Wir können schon hier den fleischlich gesinnten Menschen, von dem Paulus spricht, sterben lassen und den geistlich gesinnten Menschen auferstehen lassen. Dieser geistlich gesinnte Mensch sieht sich selbst mit andern Augen; er sieht seine Mitmenschen mit andern Augen; er sieht die Welt mit andern Augen; und er lebt in der Welt als einer, der die Welt nicht nur so nimmt, wie sie ist, sondern so zu verändern sucht, wie sie vom Schöpfer gemeint war. „Denn fleischlich gesinnt sein ist der Tod, doch geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede.“ (Röm 8,6) Das ist unsere Auferstehung. □

Leser-Echo

❖ Zum Heft 1 (Jan.-Febr.) 2020 „Erfundener oder erlebter Gott“

Dank für den prägnanten Titel des Heftes: „Erfundener oder erlebter Gott.“ Mir ging nach Lesen des Heftes die Frage nach: Ja, wie könnte da die Antwort lauten? Könnte man Folgendes sagen:

(1) *Erlebter* Gott: Die Menschen ahnen von alters her eine geheimnisvolle, höhere, größere Macht und Wirklichkeit. Sie spüren und erleben das Numinosum als Fascinosum und Tremendum zugleich. Aber ist das schon „erlebter **Gott**“?

(2) *Erfundener* Gott: Die Menschen geben dem „Gespürten“ ihre Namen und Gestaltungen als Götzenbilder, Gottesbilder, Gotteslehren. Sie erfinden Namen und Gestaltungen bis hin zum Einen Gott. Also insoweit durchaus: Ja zum „erfundener Gott“.

Aber, so scheint mir, das ist noch nicht die ganze Antwort. Vielmehr bleiben wir auf das allgegenwärtige Numinosum, das wir als das Göttliche und als Gott verstehen, ausgerichtet und damit verbunden. Die Gottesbilder, Gottesvorstellungen und Gotteslehren sind für die Menschen nur „Gefäße“ ihres Erlebens, ihrer Ahnungen und Erfahrungen; Gefäße für das, was in sie einbrechen kann aus dem Bereich der höheren, größeren Wirklichkeit. Es sind zwar nur irdische und unvollkommene Gefäße (vgl. Paulus, 2Kor 4,7), aber diese Gefäße helfen uns, leuchtet in ihnen doch das Mysterium auf, jenes für uns letztlich Unfasslich-Unbegreifliche, die große Gotteswirklichkeit, wie wir sie nennen. Sie leuchtet auf in vertrauten Bildern – und lässt uns so Nähe und Verbundenheit fühlen und erleben.

Es gilt offenbar beides: der erlebte und der erfundene Gott. Erlebt wird das „Numinosum“ – doch es sind erfundene Gottesbilder, die sich mit dem menschlichen Geist und der menschlichen Kultur entwickelt haben.

Gleichwohl frage ich: Wo liegt die Ursache unseres Erlebens? Ist es ein im menschlichen Geist angelegtes Suchen, Verlangen, Ringen? Ist es unsere Suche nach der Verbundenheit mit dem großen Mysterium, dem Numinosen, dem Höchsten, dem Grund der Welt? □

Dr. Jürgen Linnewedel

Buchbesprechungen

❖ Notwendiges Umdenken

Markus Wriedt u. Raphael Zager (Hg.), *Notwendiges Umdenken. Festschrift für Werner Zager zum 60. Geburtstag*, Evangelische Verlagsanstalt: Leipzig 2019, 310 Seiten (ISBN 978-3-347-06079-5), geb., 38 Euro.

Werner Zager ist als Präsident des *Bundes für Freies Christentum* vielen Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Hauptberuflich leitet er die Evangelische Erwachsenenbildung im Dekanat Worms-Wonnegau. Zudem lehrt er an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main Neues Testament. Am 30. Juni 2019 feierte Zager im Museum Heylshof in Worms seinen 60. Geburtstag. Aus diesem Anlass überreichten ihm sein Kollege als Hochschullehrer in Frankfurt, Markus Wriedt, und sein Sohn Raphael Zager ein ganz besonderes Geschenk: eine mehr als 300 Seiten starke *Festschrift* mit 18 speziell anlässlich seines Geburtstags geschriebenen Beiträgen. Schon ein Blick ins Inhaltsverzeichnis zeigt, wie gut das Geschenk dem Jubilar gerecht wird. Zum einen ist die Festschrift ebenso breit angelegt wie das im beigefügten Publikationsverzeichnis zu bestaunende theologische Oeuvre des Jubilars und bietet Aufsätze zu allen theologischen Disziplinen. Zum anderen trägt sie deutlich die Handschrift einer liberalen, dogmen-

kritischen, auf eine verantwortliche Ethik zielenden Theologie, wie sie Zager am Herzen liegt. Viele, aber nicht alle Beiträge skizzieren ein „notwendiges Umdenken“, wie es der Titel des Bandes verspricht.

Den Auftakt macht Paul-Gerhard Klumbies, Professor für Neues Testament an der Universität Kassel. Er fordert „Exegese in theologischer Perspektive“, also dass sich die exegetischen Disziplinen stärker ihrer theologischen Aufgabe widmen mögen. Nach wie vor arbeiten sie vor allem historisch heraus, wie die biblischen Texte entstanden sind und was einstmals mit ihnen gemeint war. Klumbies möchte, dass sie die Überlieferungen auf den für die Texte zentralen Gottesbezug hin befragen, „in der Erwartung, Einsichten zu gewinnen, die das Gottesverhältnis auch unter veränderten Lebens- und Verstehensbedingungen nach 2000 Jahren erschließen helfen“ (S. 24). Dieser Wunsch ist nachdrücklich zu unterstützen. Zwar bedarf es bei Werner Zager dazu keines Umdenkens mehr, wie z.B. sein Buch „Bergpredigt und Reich Gottes“ (Neukirchen-Vluyn 2004) zeigt, doch bleibt die Exegese im Allgemeinen weiterhin allzu oft im Historischen stecken.

Andreas Rössler, Pfarrer i.R. der Ev. Landeskirche in Württemberg und langjähriger Schriftleiter der Zeitschrift „Freies Christentum“, schreibt über „Befreiende und fatale Bibelworte“. In Anlehnung an Albert Schweitzer und Paul Tillich erlaubt Rössler sich, für ihn wichtige Bibelverse herauszugreifen, auch wenn sie „teilweise nicht

ganz auf der Linie der kirchlichen Normaltheologie liegen“ (S. 39). Die Zusammenstellung fataler Bibelstellen zeigt Rösslers liberalen Umgang mit der Schrift, die er nicht nur aus sich heraus, sondern mithilfe der Vernunft kritisiert.

Mit einem nicht liberalen, aber doch außergewöhnlichen Exegeten beschäftigt sich Ulrich Oelschläger, Präses der Kirchensynode der Ev. Kirche in Hessen und Nassau: Adolf Schlatter. An seinem Beispiel untersucht Oelschläger die Sicht des Judentums in der Neutestamentlichen Wissenschaft zur NS-Zeit. Schlatter verstand Jesus dezidiert als Juden, wie es damals nur wenige taten; zudem lehnte er aufgrund seines christlichen Glaubens die NS-Rassenideologie ab. Doch behauptete er eine im Rückblick absurd erscheinende Komplizenschaft zwischen Nationalsozialismus und Judentum, die in ihrer Feindschaft gegen Christus und alles Christliche einig seien. Schlatter starb im Frühjahr 1938; die Reichspogromnacht und den Holocaust erlebte er nicht mehr.

Wolfram Zoller, württembergischer Pfarrer und Oberstudienrat i.R., schreibt über „Freiheit aufgrund von Transzendenzerfahrung im Wirken Jesu“. Er nennt Anhaltspunkte aus den Evangelien dafür, dass Jesus eine Transzendenzerfahrung ähnlich einem Nahtoderlebnis gehabt habe, das ihn statt der Drohbotschaft Johannes des Täufers die frohe Botschaft habe verkündigen lassen und ihm schließlich den gelassenen Gang ans Kreuz ermöglichte.

Den exegetischen Teil der Festschrift beschließt Kurt Bangert,

Schriftleiter der Zeitschrift „Freies Christentum“, mit einer Neudeutung des Evangeliums von Jesus Christus. Jesus sei es mit seiner Botschaft vom „Reich Gottes“ vor allem um das Diesseits gegangen; er wollte „Liebe als Gesetz der Gottesherrschaft“ (S. 102) etablieren. Dem müsse die Botschaft der Kirche entsprechen; sie solle weder Christologie noch Metaphysik sein, sondern sich „an der ‚alten‘ Botschaft Jesu“ (S. 105) orientieren und den Menschen helfen, „an einer besseren, humaneren Welt, also an einer wahren ‚Gottesherrschaft‘ mitzuwirken“ (ebd.).

Markus Wriedt gibt zu Beginn des kirchengeschichtlichen Teils der Festschrift einen Überblick über die „Schriftauslegung des Neuen Testaments bei Luther“. Die später entstandene und heute dominierende historisch-kritische Methode habe durchaus ihr Recht, doch müsse es auch um den „theologisch behaupteten Sinngehalt des Wortes Gottes“ (S. 126) gehen. Von daher wünscht Wriedt eine „Wiederentdeckung von Luthers exegetischer Methode“ (ebd.).

Sodann stellt Pfarrer i.R. Joachim Ufer das Wormser „Agendbüchlein“ von 1560 vor – ein Beitrag zur Reformationsgeschichte von Zagers Heimatstadt.

Helene Schweitzer ist der nächste Aufsatz gewidmet. Otto Merk, Professor emeritus für Neues Testament an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, stellt die Weggefährtin und Ehefrau von Albert Schweitzer vor, wobei er ihre Rolle weder unter- noch überbewertet wis-

sen will. Aus einer jüdischen Familie stammend, war ihr das christlich-jüdische Gespräch besonders wichtig. Sie einte mit ihrem Mann die liberale Theologie „als Basis für den Aufbruch ins Leben tätigen Dienstes“ (S. 147). Das Spital war ihr gemeinsames Werk, wenngleich Helene aus gesundheitlichen Gründen nicht so oft und lange in Lambarene sein konnte wie Albert.

Bernd Jaspert, Pfarrer i.R. in Kurhessen-Waldeck und vormals Studienleiter an der Ev. Akademie Hofgeismar, denkt über „Notwendiges Umdenken in der Kirchengeschichte“ nach. Er fordert, Jesu Evangelium und sein Leben zum Maßstab für die Bewertung der Kirchengeschichte zu nehmen. Zudem solle Kirchengeschichte ökumenischer und pluraler betrieben werden als bisher; Ziel müsse „eine glaubwürdige Rede von Gott“ (S. 163) sein.

Der systematisch-theologische Teil des Bandes beginnt mit einem bemerkenswerten Plädoyer. Gerd Theißen, Professor em. für Neues Testament an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, fordert ein Menschenrechtsbekenntnis im Gottesdienst. Angesichts des Glaubenspluralismus unserer Zeit müsse sich die Kirche öffnen. Die Menschenrechte gelten universell, seien zugleich eine Grundlage unserer Kultur und müssten auch kritischer Filter unserer eigenen Tradition sein. Theißen formuliert ein Menschenrechtsbekenntnis als Bekenntnis „vor Gott“, das andere Bekenntnisse im Gottesdienst nicht ersetzen, aber ergänzen soll. Er diskutiert sodann mögliche Einwände und kommt, frei nach Tillich, zu dem

Schluss: Mit den Menschenrechten „stellen wir etwas in den Mittelpunkt des Gottesdienstes, was uns unbedingt angeht“ (S. 185).

Raphael Zager, der zurzeit an der Theologischen Fakultät der Eberhard-Karls-Universität Tübingen promoviert, schlägt einen Bogen „Von der Deutung zum Dogma – vom Dogma zur Deutung“. Er möchte die altkirchlichen Dogmen wie z.B. das Apostolikum als „Kondensate von Glaubenserfahrungen“ wertschätzen, wobei es „des freieren Umgangs mit eben solchen Aussagen“ (S. 199) bedürfte. Analog zur historisch-kritischen Betrachtung der Bibeltexte seien auch die Dogmen historisch aufzuarbeiten; zudem sei zu fragen und letztlich zu entscheiden, ob und in welcher Weise sie vor einem deutlich veränderten weltanschaulichen Hintergrund heute noch Bedeutung haben können.

Ausgehend von Werner Zagers Konzept eines „aufgeklärten Glaubens“ denkt Michael Blume, Religionswissenschaftler und Referatsleiter im Staatsministerium Baden-Württemberg, über „Vernunft, Glaube und Anthropodizee“ nach. Der empirisch-demografische Befund zeige, dass es nur Religionsgemeinschaften gelinge, dem Menschsein derart Sinn zu verleihen, dass hinreichend Kinder geboren werden, während nichtreligiöse Populationen in „demografischen Sackgassen“ landeten. Damit mag Blume recht haben. Jedoch muss man dann angesichts von inzwischen siebeneinhalb Milliarden Menschen auf der Erde zurückfragen, ob religiöse Anthropodizee unserem Planeten noch gut tut.

Wilhelm Gräß, emeritierter Professor für Praktische Theologie der Humboldt-Universität Berlin, schreibt über „Die Präsenz der Religion in der modernen Kultur“ und fordert, die Säkularisierungsthese zu differenzieren. In Anlehnung an den Verfassungsrechtler Horst Dreier entwickelt er einen religionsfreundlichen Begriff des Säkularen, das dann nicht als Bedeutungsverlust des Religiösen oder gar der Kirchen aufgefasst, sondern als Ermöglichung von Kommunikation über Religion, also quasi von außen, wertgeschätzt wird. Eine solche säkulare Gesellschaft, in der über Religion offen und interessiert kommuniziert wird, hat Jürgen Habermas als „post-säkulare“ Gesellschaft bezeichnet. In ihr hat die institutionalisierte Religion, also z.B. Kirche und Theologie, nach Gräß die Aufgabe, nicht über, sondern von Religion zu sprechen, d.h. die „Transzendenz von Sinn immer wieder in die Immanenz einzuführen und in der Gesellschaft präsent zu halten“ (S. 220). Dazu gilt: „Der Übergang, das Übersetzen in eine Sprache, die nicht nur den religiös Gebundenen verständlich ist, wird nötig“ (S. 223). Kirche und Theologie müssen lernen, eine säkulare Sprache zu sprechen.

40 Jahre nach Erscheinen des „Prinzips Verantwortung“ macht sich Michael Großmann, promovierter Religionspädagoge aus Achern und Mitglied im Vorstand des Bundes für Freies Christentum, Gedanken zur Frage: „Gibt es ein echtes Leben im unechten?“ Dabei kritisiert er einerseits Jonas' Verständnis von „echtem Leben“ – es könne weder an Sterblichkeit

noch an Nicht-Determiniertheit festgemacht werden. Dennoch will er an Jonas' kategorischem Imperativ festhalten: „Handle so, daß die Wirkungen deiner Handlung verträglich sind mit der Permanenz echten menschlichen Lebens auf Erden“ – bloß dass Großmann das „echte menschliche“ Leben auf „unechtes“ ausgedehnt wissen will, also auf zukünftiges, rein technisch basiertes Bewusstsein. „Künstliche auf Zwecke reflektierende Entitäten sind nicht von vornherein weniger wert als natürliche“, meint Großmann; im Gegenteil könnten sie ihrer Verantwortung vielleicht besser gerecht werden, als der Mensch es derzeit tut.

Der vierte Teil der Festschrift, die praktisch-theologischen Konkretionen, werden von Helmut Fischer eröffnet, der als emeritierter Professor für Homiletik (Predigtlehre) am Theologischen Seminar Friedberg den „Paradigmenwechsel als Aufgabe für die Verkündigung“ beschreibt. Während das Verständnis Gottes als des Allverursachers aus dem modernen Weltbild verschwunden sei, präge es weiterhin weite Teile des Gottesdienstes und bei drei Vierteln der Pfarrerrinnen und Pfarrer auch die Predigten. Die kirchliche Verkündigung müsse endlich Konsequenzen aus dem Wissen ziehen, dass die biblischen Texte und die Bekenntnisformulierungen „keine ewigen oder gar göttlichen Wahrheiten“ seien, „sondern historische Ausdrucksformen von menschlichen Selbstverständnissen“ (S. 244). Das gelte auch für Details der Botschaft Jesu; wir sollte nicht erwarten, „von ihm bereits konkrete Antworten auf Fragen unserer Zeit“ (S. 246) zu erhalten, sondern seine

„Grundhaltung der Liebe“ (S. 245), die Möglichkeit der Mitmenschlichkeit, lernen. Von diesen Überlegungen her fordert Fischer für den Gottesdienst statt monologischer Verkündigung mehr Dialog mit den Menschen, die in der gegenwärtigen Wirklichkeit leben. Das Vaterunser solle explizit als Gebet Jesu eingeführt und damit in seiner alten Denkform gekennzeichnet werden. Die altkirchlichen Bekenntnisse könnten ersatzlos entfallen.

Dorothea Zager, Pfarrerin in Worms und Ehefrau des Jubilars, schreibt „von möglichen Wegen, die ‚Generation Y‘ zu erreichen“. Anhand diverser Jugendstudien beschäftigt sie sich vor allem mit dem Medienverhalten der jungen Menschen und kommt für ihre pastorale Praxis zu dem Schluss, „das Internet mit Jugendlichen zu nutzen, wenn es helfen kann, gut tut, Wissen und Bildung schafft und wenn es Kontakte aufbauen und pflegen hilft“, es aber nicht zu nutzen und auch nicht weiterzupfehlen, „wenn Jugendliche reale Menschen und Gegenüber brauchen“ (S. 262). Es ist zu begrüßen, dass sie jugendlichen wie allen Menschen gegenüber „weiterhin der realen Welt den Vorrang vor der virtuellen“ (ebd.) gibt. Bloß der Titel ihres Beitrags bleibt damit unverständlich. „Neuer Wein in neue Schläuche“, lautet er; dabei will Zager doch den alten, wertvollen Wein überwiegend in alte und nur hin und wieder auch in neue Schläuche gießen.

Dem emeritierten Pädagogik-Professor Hans-Georg Wittig, der auch dem Vorstand des Bundes für Freies Christentum angehört, geht es

um „zukunftsfähige Bildung und zukunftsfähige Kirche in einer aus den Fugen geratenen Welt“. In Anlehnung an Carl Friedrich von Weizsäcker ist er der Meinung, dass die Ethik nicht hinter der technischen Entwicklung zurückbleiben dürfe; daher müsse sich der Schwerpunkt der Pädagogik auf ethische Bildung verlagern. Die Zukunftsfähigkeit der Kirche sieht Wittig in der Förderung intellektueller Redlichkeit und religiöser Einsicht, wobei der Schwerpunkt ebenfalls auf die Ethik zu legen sei, aus dem „Geist Jesu“ heraus zu handeln.

Pfarrer i.R. Wolfgang Pfüller, Mitglied im Vorstand des Bundes für Freies Christentum und vormals Dozent für Systematische Theologie in Eisenach, beschäftigt sich im letzten Beitrag des Bandes mit Rudolf Ottos Konzept der „Religionsmessung“. Pfüller kritisiert Ottos „Anspruch auf Unüberbietbarkeit und Endgültigkeit“ (S. 285) des Christentums, hält jedoch eine interreligiöse Bewertung „heute mehr denn je“ (ebd.) für erforderlich. Sich mit anderen Religionen zu beschäftigen, ist in der religiös pluralen Welt von heute sicher notwendig. Dabei wird man unweigerlich Vergleiche zur eigenen Religion ziehen, aber warum dies in bewertender Absicht geschehen und welchem Zweck solche „Religionsmessung“ dienen soll, teilt Pfüller nicht mit.

Will man möglichst viele Beiträge der Festschrift auf einen Nenner bringen, so lassen sich zwei Tendenzen feststellen: Die biblischen Texte und altkirchlichen Dogmen sollen nicht nur historisch erhellt, sondern für den

gegenwärtigen Glauben erschlossen werden; dabei muss manches auch entfallen. Entsprechend soll sich die Sprache der Kirche vom antiken Weltverständnis weg- und zum modernen Menschen hinbewegen. Eigentlich überraschend, aber leider wahr, dass dieses Umdenken im Jahre 2020 noch notwendig ist. □

*Pfarrer Ingo Zöllich
Bonhoefferstraße 6
53840 Troisdorf*

❖ Weiterdenken

Wolfgang Pfüller, *Gott weiter denken. Stationen interreligiöser Theologie*, Verlag Traugott Bautz: Nordhausen 2019, 341 Seiten (ISBN 978-3-95948-446-6, kt., 30 Euro).

Der von unserem Vorstandsmitglied, Dr. habil. Wolfgang Pfüller, vorgelegte Band enthält zehn Vorträge bzw. Aufsätze aus den Jahren 2014 bis 2019, von denen zwei erstmals publiziert werden, während acht bereits veröffentlicht worden sind (meist innerhalb der Tagungsbände des *Bundes für Freies Christentum*).

Nach Vorwort und Einführung ist das Buch in vier Kapitel untergliedert: „Interreligiöse Problemlagen“ (S. 17-75), „Interreligiöse Gottesvorstellungen“ (S. 77-183), „Interreligiöse Bewertungen“ (S. 185-277) und „Religiöse Deutung von Musik“ (S. 281-337). Abgerundet wird der Band durch ein Personenregister. Im Folgenden werde ich mich auf diejenigen Beiträge konzentrieren, die nicht in den Tagungsbänden erschienen sind.

Was den Buchtitel betrifft, zieht der Autor es zwar vor, um der interreligiö-

sen Offenheit willen von der „göttlichen Wirklichkeit“ zu reden, hat aber hier dennoch das Wort „Gott“ als gängigen Begriff verwendet. Ansonsten bringt der Buchtitel das theologische Anliegen zum Ausdruck, dass die göttliche Wirklichkeit „immer erneut in einem weiteren Horizont gedacht werden“ muss, „und zwar durch interreligiöse Vergleiche wie durch aktuelle, auch atheistische Herausforderungen“ (S. 9).

In Auseinandersetzung mit dem Neuen Atheismus macht Pfüller zu Recht geltend, dass das Wesentliche einer Religion nicht allein in ihren Anfängen zu suchen ist, sondern sich auch eine Weiterentwicklung zu besserer Einsicht ausmachen lässt, wie dies im liberalen Protestantismus zu erkennen ist (S. 104).

In seinen beiden für dieses Buch geschriebenen Aufsätzen „Von der Fragwürdigkeit des Schöpfungsgedankens“ (S. 119-148) und „Theodizee und Willensfreiheit“ (S. 149-183) geht Pfüller über die im freien Christentum weithin geteilte Forderung hinaus, man müsse sich von einem allzu menschlich gedachten personalen Gottesverständnis verabschieden (S. 113), wenn er hier den Gedanken eines allmächtigen Schöpfergottes in Frage stellt. Dies wird damit begründet, dass ein allmächtiger und allgütiger Schöpfergott kaum mit dem „übermäßigen Leiden in der von ihm geschaffenen Welt“ vereinbar sei (S. 12; vgl. S. 126 u. 155). Deshalb plädiert Pfüller dafür, die göttliche Wirklichkeit nicht mehr als Schöpfer, sondern „ausschließlich als Heilsmacht“ zu verstehen (S. 182 f.). Als Problemanzeige sei die Frage aufgeworfen, ob damit nicht in einer gewissen Weise einer „Neuaufgabe“ der Gnosis das Wort geredet wird.

Während Pfüller mit überzeugenden Gründen die Fragestellung, ob Mohammed aus christlicher Sicht als Prophet anerkannt werden sollte, als veraltet zurückweist (S. 187-211), hält er es für sinnvoll, zwischen Jesus und Mohammed einen kritischen Vergleich durchzuführen (S. 213-244) – und zwar im Sinne einer historisch fundierten idealtypischen Rekonstruktion (s. besonders S. 234-238). Vgl. dazu als Realisierung dieses Ansatzes Pfüllers Untersuchung: *Sieger und Verlierer. Mohammed und Jesus. Ein kritischer Vergleich*, Nordhausen 2016 (Besprechung in: *Freies Christentum* 5/2016, S. 135-138). Seinen Ausführungen zur Bedeutung der historischen Rückfrage nach Jesus und Mohammed kann ich voll und ganz zustimmen: „Die historische Forschung dient nicht irgendwelchen theologischen Anliegen oder religiösen Interessen. Sie will vielmehr historische Fragen beantworten bzw. Probleme klären, gleichviel was die Theologie oder auch die Religion damit anfangen kann. Deshalb geht es auch nicht an, die historische Forschung aus religiösen oder theologischen Interessen zu beschneiden oder gar zurückzuweisen.“ (S. 226 f.)

Es ist zu wünschen, dass Wolfgang Pfüller mit seiner im Vorwort geäußerten Skepsis nicht Recht behält, sein Buch werde „nur von wenigen gelesen werden, zumal es die philosophischen und theologischen MeinungsführerInnen [...] in gewohnter Weise souverän ignorieren werden“ (S. 7). Vielmehr hoffe ich, dass es viele interessierte Leserinnen und Leser findet, die sich durch dessen innovativen und provokativen Inhalte zu eingehenden und weiterführenden Diskussionen herausfordern lassen. □

Prof. Dr. Werner Zager

✚ Glauben ohne Gott?

Helmut Fischer, *Kein Gott – was nun? Glauben in posttheistischer Zeit*, Verlag Traugott Bautz: Nordhausen, 2020, 437 Seiten (ISBN 978-3-95948-452-7), geb., 55 Euro.

Dem emeritierten Homiletik-Professor ging es schon immer darum, eine Sprache zu finden, die seine Zuhörer und Leser wirklich erreicht und ihren Denkmustern entspricht. In seinem neuesten Buch geht Helmut Fischer davon aus, dass die große Mehrheit der Deutschen nicht mehr an Gott glaubt, weshalb sich die Frage stellt, ob für diese große Gruppe die Botschaft Jesu noch etwas bedeuten soll. Fischers Antwort ist ein eindeutiges Ja.

Auf dem Umschlagtext des Buches heißt es, der Autor mische sich nicht ein „in die Debatte über die Frage, ob es einen Gott gibt oder nicht“, gleichwohl sei es das Ziel des Buches, „die Botschaft Jesu denen zu vermitteln, die sich vom Gottesgedanken verabschiedet haben“. Das bedeutet, dass die Gottesfrage nicht mehr das zentrale Thema ist, sondern nur noch in historischer Sicht behandelt wird. Es wird also eine „Theologie“ entwickelt, die Gott nicht mehr voraussetzt, um die Botschaft Jesu zu entfalten.

Allerdings geht es dem Autor in großen Teilen des Buches darum, das theistische Paradigma neben das nicht-theistische Denkmodell zu stellen und deren jeweilige Denkvoraussetzungen vorzustellen.

Die theistische Weltdeutung – Fischer spricht meist vom „subjektivischen Paradigma“ – ist demnach „nur eine unter vielen Ausdrucksformen des Religiösen“. Das subjektivische Paradigma bezeichnet ein Weltverständnis, das hinter oder in allen Geschehnissen in dieser Welt Aktionssubjekte am Werk sieht – in den Hochkulturen eben auch Götter und im Judentum den einen Gott. Die Vorstellung von göttlichen Wesen nach Menschenart sei erstmalig in den Hochkulturen um 3.000 v.Chr. aufgetaucht. Vorher – d.h. bis zum Neolithikum – gingen die Menschen von numinosen Wirkkräften und unpersönlich handelnden Mächten aus, die noch nicht als Götter, sondern eher als Geister oder Dämonen zu bezeichnen sind, weshalb man für diese Kulturen vom „Animismus“ spricht. Erst als mit der Einführung des Ackerbaus – auch als neolithische Revolution bezeichnet – der Mensch zum Städtebauer wurde, kam der Götterglaube auf. „Diesem Selbstverständnis entsprechend, nahmen auch die bisher unpersönlichen Wirkmächte menschliche Gestalt an. Als personale Wesenheiten erhielten sie auch persönliche Namen.“ (S. 31)

Im subjektivischen Paradigma bedeutete das „Erklären“ eines Vorgangs stets, dessen Urheber, ein agierendes Subjekt, zu benennen. Dieses subjektivische Handlungsmuster finden wir in allen frühen Kulturen als verbindliches Grundmuster des Weltverstehens, und in unserem Kulturraum dominierte es bis in die Neuzeit.

Das änderte sich aber mit dem Aufkommen der wissenschaftlichen Revo-

lution. Das subjektivische Paradigma begann sich ab dem 16. Jahrhundert aufzulösen und durch das „funktionale Paradigma“ ersetzt zu werden. Die Veränderung vollzog sich vor allem durch die astronomischen Entdeckungen. War man bisher sicher, dass Gott die Sterne auf ihre Bahnen gesetzt hatte und dort hielt, so fragten diese Naturforscher jetzt danach, nach welchen erkennbaren Gesetzen sie sich so sicher auf ihren Bahnen hielten (S. 50). Die Naturwissenschaft fragt nicht mehr danach, *wer* etwas verursacht hat, sondern, *wie* und nach welchen Gesetzmäßigkeiten etwas zustande gekommen ist. Es wird nach der Ursache, nicht mehr nach dem Verursacher gefragt.

Aber erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts setzte sich das neue funktionale Paradigma auch im Alltagsdenken weitgehend durch. „Vor unseren Augen, aber unterhalb des Radars des öffentlichen Bewusstseins und auch der Kirchen vollzieht sich der am tiefsten greifende Umbruch in der Religionsgeschichte der Menschheit.“ (ebd.)

Fischer betont, dass sich dieses neue Fragen nach den Ursachen und nach der Funktionsweise nicht gegen die Religion oder gegen Gott richtete, und die benannten Forscher seien ja auch allesamt gläubige Menschen gewesen, die weiterhin an ihrem Gottesglauben festhielten. „Nur, wer die Ursache für ein Geschehen kennt, hat keinen Grund mehr, nach dem Verursacher zu fragen ... Ein Bauer, der die Funktion eines Blitzableiters verstanden hat, wird dem Blitzableiter auf seinem Dach fortan mehr vertrauen

als den Bitten zu Gott, sein Haus vor Blitzschlag zu bewahren.“ (S. 51)

Aus diesem dramatischen Gottesverlust zieht Fischer die Konsequenz, dass man nicht mehr im subjektivistischen Weltverständnis verhaftet sein muss, „um die Botschaft Jesu zu verstehen und sie zu leben. Wir haben als Kirche zu lernen, in der öffentlichen Verkündigung der Botschaft Jesu jene Anschauungsformen loszulassen, die außer Kurs geraten sind und im Denken der Zeitgenossen ihre Plausibilität verloren haben. Vieles ist säkular sagbar.“ (S. 53)

Laut Fischer machte Jesus mit seinem exemplarischen Verhalten allen Menschen Mut, „ihr Leben aus der Grundhaltung des Liebens zu wagen und damit eine neue Dimension des Menschseins und menschlicher Gemeinschaft zu verwirklichen“ (S. 113). Und das ist nach Fischer für jeden „unmittelbar verständlich, ob er nun an einen oder an viele Götter glaubt oder an nichts von alledem“ (ebd.). Inhaltlicher Maßstab für den christlichen Glauben könne allein die Botschaft Jesu sein. Fischer spricht niemandem das Recht ab, über Gott als Schöpfer dieser Welt nachzudenken oder seinen Glauben im monotheistischen Paradigma zu artikulieren. Aber er begrüßt den mit dem Paradigmenwechsel entstandenen heilsamen Zwang, die theologischen Gebäude, die in der Logik des monotheistischen Paradigmas errichtet wurden, in der Geschichte stehen zu lassen und sich ganz auf die Verkündigung Jesu zu konzentrieren, die uns in seinen Worten und Taten entgegentritt. □

Kurt Bangert

Runde Geburtstage

✦ Wolfram Zoller zum 90.

Am 4. April kann Pfarrer und Oberstudienrat i.R. Wolfram Zoller seinen 90. Geburtstag begehen. Dazu gratulieren wir ihm sehr herzlich und wünschen ihm auch im neuen Lebensjahrzehnt gute Gesundheit, Schaffenskraft und -freude. Mögen wir ihn noch lange in unserer Mitte haben!

Wolfram Zoller ist seit dem Jahr 1973 Mitglied im *Bund für Freies Christentum* und gehört damit zu dessen prägenden Gestalten (vgl. zu seinem Werdegang: *Freies Christentum*, Jg. 62, 2010, S. 52 f.). Von daher besteht an diesem Tag Anlass, ihm im Namen nicht nur des Vorstands, sondern auch der Mitglieder insgesamt Dank zu sagen für sein großes jahrzehntelanges Engagement für unseren Bund.

Auch in seinem hohen Alter setzt sich Wolfram Zoller mit aktuellen theologischen Fragen auseinander, wovon seine in unserer Zeitschrift „Freies Christentum“ veröffentlichten Buchbesprechungen und Aufsätze ein beredtes Zeugnis ablegen. Aus den letzten Jahren seien nur einige genannt: „Heideggers Mystik des Feldwegs – eine Besinnung über die Sprache der Natur“ (2016); Nahtoderfahrungen und Endloses Bewusstsein – Eine Herausforderung für den christlichen Glauben“ (2017); „Jesus und das Verlorensein – warum die Botschaft Jesu heute immer noch aktuell ist“ (2018); „Noch einmal: Karl Barth. Eine persönliche Erfahrung und Abrechnung“ (2019). Erinnert sei auch

an seinen Beitrag „Freiheit aufgrund von Transzendenzerfahrung im Wirken Jesu“ in der mir im vergangenen Jahr gewidmeten Festschrift. Soeben erschien auch das von ihm verfasste Forum-Heft Nr. 57, dessen Titel „Weiter Horizont“ das theologische Denken des Autors trefflich charakterisiert. Darin sind Vorträge über Poesie und Religion gesammelt, die er auf den Stuttgarter Regionaltreffen unseres Bundes gehalten hat.

Um die Zeitschrift hat sich der Jubilar allerdings nicht nur als Autor verdient gemacht, sondern er tut dies auch durch die Anfertigung des jeweiligen Jahrgangsregisters. Ein großes Dankeschön gebührt ihm schließlich dafür, dass er von seiner leider bereits 2015 verstorbenen lieben Frau, Lore Zoller, ab dem Jahr 1998 den Versand der Zeitschrift übernommen hat und dieses Ehrenamt mit viel Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bis heute ausübt. □

Professor Dr. Werner Zager

❖ Andreas Rössler zum 80.

Am 18. April darf der wohl beste Kenner der Geschichte des *Bundes für Freies Christentum*, Pfarrer i.R. Dr. Andreas Rössler, seinen 80. Geburtstag feiern. Trat der Stuttgarter Theologe doch bereits 1968 unserem Bund bei und wurde 1971 in den Vorstand gewählt, dem er noch immer nun als Ehrenmitglied angehört. Er hatte in diesem halben Jahrhundert verschiedene Ämter inne (vgl. zu seinem Werdegang: *Freies Christentum*, Jg. 62, 2010, S.

53 f.); zuletzt übte er von 2004 bis 2012 das Amt des Schriftleiters aus.

In all diesen Jahrzehnten hat Andreas Rössler sich als Referent auf den Jahrestagungen und den Stuttgarter Regionaltreffen eingebracht. Eine Vielzahl von Aufsätzen, Artikeln und Buchbesprechungen in unserer Zeitschrift vermittelt ein eindrückliches Bild seines theologischen Arbeitens, wobei es ihm gelingt, was er zu sagen hat, verständlich auszudrücken und auf den Punkt zu bringen. In den Tagungsbänden finden sich regelmäßig Beiträge von ihm. Auch wenn er bei einer Tagung nicht selbst vorgetragen hat, steuerte er immer wieder gerne einen thematisch passenden Aufsatz hinzu. Zu erwähnen sind neben seinen zahlreichen veröffentlichten Büchern die von ihm verfassten Forum-Hefte, zuletzt Nr. 56: „Rudolf Daur (1892–1976). Liberaler Pfarrer, begnadeter Prediger“ (2018).

Wie seine in der Zeitschrift *Freies Christentum* in den letzten Jahren erschienenen Aufsätze erkennen lassen, ist es Andreas Rössler ein Anliegen, zum einen Impulse aus der Kirchen- und Theologiegeschichte für ein freies Christentum zu vermitteln und zum anderen sich als Theologe und Christ Herausforderungen der Gegenwart zu stellen. So seien etwa folgende Titel genannt: „Freies Christentum in der Reformation: Der evangelische Humanist Sebastian Castellar vor 500 Jahren geboren“ (2015); „Jan Hus – Blutzeuge der Wahrheit. Vor 600 Jahren wurde der tschechische Reformator verbrannt“ (2015); „Ernsthafter Zweifel. Ein ständiger Begleiter des Glaubens“ (2016); „Reformation einst und heute. Von der bleibenden Bedeutung der reformatorischen Hauptanliegen“ (2017);

„Wie viel Lüge darf es sein? Überlegungen in ‚postfaktischen Zeiten‘“ (2018).

Zu seinem 80. Geburtstag sprechen Mitglieder und Vorstand des *Bundes für Freies Christentum* Andreas Rössler herzliche Glück- und Segenswünsche aus. Zugleich drücken wir unsere tiefe Dankbarkeit aus für all sein Wirken für unseren Bund in mehr als 50 Jahren. Damit verbinden wir die Hoffnung, dass wir uns noch lange an seiner Weggenossenschaft als stets zugewandter Gesprächspartner und kompetenter Theologe erfreuen dürfen. □

Prof. Dr. Werner Zager

Termine

❖ Regionaltreffen des Bundes

Die nächsten Regionaltreffen finden in Stuttgart-Degerloch, Felix-Dahn-Straße 39, um 15 Uhr statt. Thema am 16. Mai 2020 wird sein: „Richard von Weizsäcker. Evangelischer Christ und politischer Denker. Vortrag zum 100. Geburtstag.“ Referent ist Prof. Dr. Werner Zager. Weitere Termine der Stuttgarter Regionaltreffen sind der 18. Juli und der 17. Oktober 2020. Ein Regionaltreffen Ost findet am 16. Mai um 14.30 Uhr in Leipzig, Dauthestr. 1A, mit dem Thema „Sollte Mohammed christlicherseits als Prophet anerkannt werden?“ unter Leitung von Dr. Wolfgang Pfüller statt. □

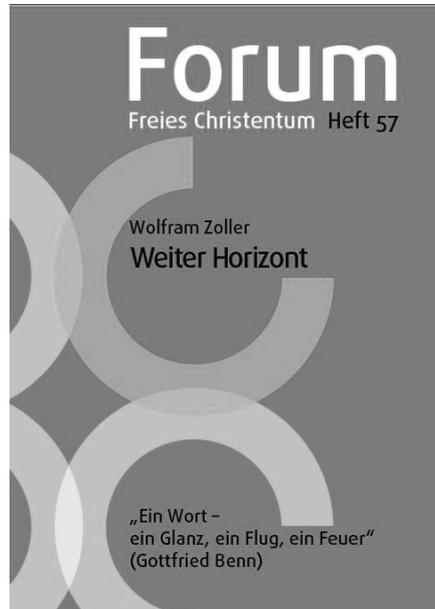
❖ Jahrestagung des Bundes

Die nächste Jahrestagung des Bundes findet vom 11. bis 13. September 2020 in Pforzheim zu Albert Schweitzer statt. Näheres dazu im nächsten Heft. □

Informationen

❖ Neues Forum-Heft

Nebenstehendes Gedicht von Werner Bergengruen ist dem neuesten Forum-Heft entnommen, das Wolfram Zoller verfasste. Der Theologe und Oberstudienrat i.R. beschäftigt sich darin mit der Poesie Werner Bergengruens und Joseph Trakls sowie mit der japanischen Haiku-Poesie. Nicht nur die Gedichte sind lesenswert, auch Zollers kundige Deutungen und Hintergrundinformationen. Es geht aber nicht nur um dichterische Delikatessen, sondern auch um die *conditio humana* und die Suche nach den Spuren göttlichen Wirkens in der Welt. Unseren Lesern sei dieses neueste Forum-Heft (5 Euro zzgl. Porto) wärmstens empfohlen. □



DAS FELDKREUZ

Außer Zeit, außer Ort
starb am Kreuz das ewige Wort.
Stirbt hinfort in aller Welt,
wo ein Kreuz ist aufgestellt.
Grob von Holz der Leib geschnitzt,
sind fünf Wunden eingeritzt.
Nächtlich aus dem Herrgottsbild
Blut und Wasser niederquillt.
Weinberg, Garten, Ackerrain
wolln von ihm berieselt sein.
Alle trinkt der rote Born:
Hagebutte flammt am Dorn.
Apfel gibt so roten Schein,
Rebe träuft so roten Wein.
Acker trägt den roten Mohn,
Ähre hebt die gelbe Kron,
draus das Brot den Aufgang nimmt,
Brot, zur Hostie vorbestimmt.

Blute, tränke, ewiges Wort,
lösch die Schuld der Erde fort.
Jede Zelle sei genetzt.
So geschieht es hier und jetzt.
Teil hat alles, was gedeiht,
an der tiefsten Trunkenheit.
Ist von Gottes Blut durchkreist.
Lob sei Vater, Sohn und Geist.

Werner Bergengruen



Bund für Freies Christentum

Der Bund für Freies Christentum versteht sich als „Forum für offenen religiösen Dialog“. Er ist ein Zusammenschluss überwiegend protestantischer Christen, die sich für eine persönlich verantwortete, undogmatische, weltoffene Form des christlichen Glaubens einsetzen und dabei ein breites Spektrum von Auffassungen zu integrieren suchen.

Bezugspreis:

Jährlich 18 Euro; Einzelhefte je 3,50 Euro.

Abonnement inklusive Tagungsband: 30 Euro.

Mitgliedsbeitrag:

für Mitglieder des Bundes für Freies Christentum jährlich 35 Euro. Darin ist der Bezug der Zeitschrift und der des Tagungsbands enthalten.

Spenden sind steuerlich abzugsfähig.

Bestellungen an:

Geschäftsstelle des Bundes für Freies Christentum,
Felix-Dahn-Straße 39,

70597 Stuttgart;

Tel. 0711 / 76 26 72 (vormittags);

Fax 0711 / 7655619

Email: info@bund-freies-christentum.de

**PVSt DPAG Entgelt bezahlt
E 3027**

Versandstelle Freies Christentum:

Geschäftsstelle des

Bundes für Freies Christentum:

Felix-Dahn-Straße 39

70597 Stuttgart

ISSN 0931-3834

Zahlungen an Bund für Freies Christentum:

Kreissparkasse Esslingen,

IBAN: DE59 6115 0020 0056 0371 37

BIC: ESSLDE66XXX.

In Angelegenheiten des Bundes für Freies Christentum wende man sich an die Geschäftsstelle, in Sachen der Zeitschrift (Bezug und Zahlung ausgenommen) an den Schriftleiter, Anschrift siehe 2. Umschlagseite (innen).